
Gemeinsame Grundlagen einer Innovationsnation

Klaus Kleinfeld

18 Jahre sind seit der Wiedervereinigung vergangen. Das vereinte Deutschland ist volljährig geworden. Und wie viele Heranwachsende, steht auch Deutschland vor Fragen wie der eigenen Herkunft und den Perspektiven für die eigene Zukunft. Was eint uns? Diese Frage hat also an Aktualität nicht verloren. Im Gegenteil, für eine zusammenwachsende Nation wie Deutschland ist sie eine Schlüsselfrage. Und ihre Antworten sind ebenso zahlreich und unterschiedlich, wie die Menschen, die sie geben. Ob man aus Sicht der Politik, der Wissenschaften, der Kultur oder auch der Wirtschaft auf die Einheit Deutschlands sieht – jeder findet andere Antworten, jeder findet seine ganz persönliche Antwort. Der vorliegende Band trägt viele dieser Antworten zusammen. Er ist somit ein Beitrag zum gemeinsamen Verständnis der Grundlagen, die unsere Gesellschaft zusammenhalten. Und er ist dadurch ein Beitrag zum gemeinsamen Verständnis der Fundamente unserer Zukunft.

Was eint uns also? Ganz persönlich verbinden sich für mich mit dieser Frage im Wesentlichen zwei Antworten: erstens, eine Antwort mit sehr privatem Hintergrund. Die Wiedervereinigung hat vor nunmehr fast zwanzig Jahren nicht nur Deutschland vereint, sondern auch meine Familie. Mit dem Fall der Mauer kamen unsere Familienmitglieder in Ost und West wieder zusammen. Und mit dem alltäglichen Austausch wurde auch wieder deutlich, was uns jenseits unseres Stammbaums zusammenhielt und noch

immer verbindet: eine gemeinsame Geschichte und Familienhistorie, gemeinsame Werte, Weltanschauungen und natürlich der familientypische Optimismus und Humor.

Zweitens, eine Antwort mit beruflichem Hintergrund: Wer viel im Ausland gelebt und gearbeitet hat, sieht sein Land und das wofür es steht vielleicht etwas klarer. Mit dem Blick von außen ist eines jedenfalls für mich noch deutlicher geworden: Deutschland ist eine Innovationsnation! Unser Land eint nicht nur die Tradition der Dichter und Denker. Unser Land ist vor allem das Land der Naturwissenschaftler und Ingenieure, ihrer Forschungserfolge und ihrer technischen Innovationen.

Der beste Beweis dafür sind die Nobelpreise. In diesem Jahr wurden erneut zwei deutsche Forscher damit ausgezeichnet – Prof. Dr. Gerhard Ertl in Chemie und Prof. Dr. Peter Grünberg in Physik. Seit der ersten Vergabe 1901 gingen damit insgesamt 70 Nobelpreise in den Naturwissenschaften und der Medizin an Deutsche – das sind über 13 Prozent aller Preise in diesen Kategorien. Alle sechs Nobelpreis-Kategorien zusammengenommen liegt Deutschland übrigens auf Platz drei eines inoffiziellen Nationalitäten-Rankings – hinter den USA und Großbritannien.

Deutschland: eine Innovationsnation

Mit Blick aus dem Ausland wird deutlich, wie sehr Deutschland für Innovationskraft steht. Da ist der weltweit exzellente Ruf der Deutschen: Wir gelten im Ausland als technisch versiert, diszipliniert, zuverlässig und ergebnisorientiert. Man sucht die Zusammenarbeit mit uns, wenn es darum geht, durchdachte Antworten auf hoch komplexe Fragen zu finden. Die Beispiele dafür sind zahlreich – angefangen beim Dynamo, dem Automobil oder dem Großrechner bis hin zu den vielen mittelständischen

„hidden champions“ aus Deutschland, die heute zu den Führenden der Weltmärkte zählen in Branchen wie der Medizintechnik, dem Maschinenbau, den Energie- oder Umwelttechnologien.

Diese Innovationskraft zeigt sich auch im weltweiten wirtschaftlichen Erfolg Deutschlands. Er ist eine Folge unserer technisch-naturwissenschaftlichen Kompetenz. Das zeigt sich zum Beispiel in der Außenwirtschaftsstatistik: Deutschlands wichtigste Exportgüter sind technisch-naturwissenschaftliche Produkte wie Autoteile, Maschinen, Chemie- und Stahl-Erzeugnisse, Elektrotechnik oder Medizintechnik. Diese Waren erzielten im Jahr 2006 mehr als zwei Drittel des deutschen Außenhandelsvolumens von 896 Milliarden Euro. Kein anderes Land verkaufte mehr Waren ins Ausland. Deutschland lag deutlich vor den USA mit 826 Milliarden Euro und China mit 793 Milliarden Euro. 2006 wurde Deutschland durch seine Technologiestärke so zum vierten Mal in Folge Exportweltmeister. Ob wir diesen Titel zukünftig halten können ist allerdings offen – die Prognosen gehen davon aus, dass China uns alsbald den Rang ablaufen wird.

Dennoch, die wirtschaftlichen Erfolge und der gute Ruf im Ausland vereinen Deutschland nicht nur mit Blick von außen. Die Erfolge und der gute Ruf vereinen uns auch aus innerdeutscher Perspektive, denn schließlich sind sie das Ergebnis unserer gemeinsamen Arbeit. Und die wiederum ist das Ergebnis von gemeinsamen Rahmenbedingungen, einer gemeinsamen Tradition und einer seit langem bestehenden internationalen Ausrichtung. Diese drei Grundlagen sind aus meiner Sicht das Fundament für Deutschlands Einheit und Zukunft.

Erste Grundlage: Die Rahmenbedingungen

Beginnen wir mit den politisch-wirtschaftlichen Rahmenbedingungen. Sie geben uns die Orientierung für unser tägliches Handeln – in der Politik, in der Wirtschaft und in der Gesellschaft. Schaut man heute im vereinten Deutschland auf diesen Ordnungsrahmen, dann zeigt sich, dass er vor allem durch ein Konzept der Nachkriegszeit beeinflusst wurde, durch Ludwig Erhards Soziale Marktwirtschaft. Mit ihr verknüpfte Erhard die wirtschaftliche Notwendigkeit eines freien, wettbewerbsorientierten Marktes mit dem gesellschaftlichen Anspruch sozialer Gerechtigkeit – ein Erfolgsmodell mit dem Erhard und Adenauer den Grundstein des Wirtschaftswunders legten und eines „Wohlstands für alle“.

Von Beginn an war aber klar, dass sich dieses Konzept nur mit einer engen vertrauensvollen Zusammenarbeit der unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen im Lande erreichen ließ. Dieser Konsens war die Basis der Sozialen Marktwirtschaft – eine Basis, die im Übrigen stark aus den furchtbaren Erlebnissen des Dritten Reichs und des Zweiten Weltkriegs geprägt war sowie aus dem Wunsch nach wirtschaftlichem Erfolg und Wiederaufbau. Diesen gesellschaftlichen Konsens dürfen wir nicht als selbstverständlich betrachten, als einen immer und ewig gegebenen Zustand. Im Gegenteil, wir müssen diesen Konsens jeden Tag aufs Neue erarbeiten und leben.

Heute sind die Grundprinzipien der Sozialen Marktwirtschaft eine Säule unserer globalen Wettbewerbsfähigkeit. Prinzipien wie Freiheit, Wettbewerb und Verantwortungsbewusstsein sind die „Leitplanken“ unseres unternehmerischen Handelns. Deutsche Unternehmer teilen das Verständnis, dass Freiheit den Schutz durch Rahmenbedingungen braucht, dass sich Wettbewerb am besten durch Konkurrenz entwickelt und dass sich soziale Verantwortung lohnt – aus moralischer und aus geschäftlicher Sicht.

Dieses gemeinsame Verständnis ist der ordnungspolitische Kompass deutscher Unternehmer. Sie orientieren sich an diesem Kompass auf dem Heimatmarkt ebenso wie auf den Weltmärkten. Der Kompass bringt sie auf Erfolgskurs. Und im Schlepptau tragen deutsche Unternehmer die Prinzipien der Sozialen Marktwirtschaft in die globale Geschäftswelt hinein.

Zweite Grundlage: Ingenieurstradition und -tugenden

Ein Vorbild sind wir auch aufgrund unserer zweiten gemeinsamen Grundlage: Deutschland vereint eine lange Tradition in Forschung und Entwicklung. In dieser Tradition entwickelten sich die sprichwörtlichen deutschen Wissenschafts- und Ingenieurs-Tugenden, auf denen heute unser guter Ruf im Ausland fußt und auch unser wirtschaftlicher Erfolg.

Die Stärke dieser Tradition wird zuallererst in der langen Reihe deutscher Ingenieure, Wissenschaftler und Unternehmer deutlich, die Weltruf erlangten – zum Beispiel Werner von Siemens, Conrad Röntgen, Gottlieb Daimler, Carl Benz, Heinrich Hertz, Max Planck und viele andere. Sie gaben schon damals mit ihren Innovationen die Antwort auf drängende Fragen der Unternehmen und Bevölkerung – ob auf die Versorgung einer Stadt wie Berlin mit Elektrizität, auf die Beschaffenheit des menschlichen Skeletts und seiner Krankheiten oder auf die Entwicklung leistungsstarker, individueller Transportmittel.

Und schon damals stand „Made in Germany“ für Disziplin, Ausdauer, Präzision, Zuverlässigkeit und Qualität, aber auch für Neugier und Eigeninitiative, für Begeisterung, Leidenschaft und Höchstleistung. Tugenden wie diese braucht es noch heute und man braucht sie täglich, denn Innovationen fallen nicht vom Himmel. Sie sind das

Ergebnis von Inspiration und vor allem von viel Transpiration, wie schon Thomas Alva Edison sagte.

Diese Tugenden sind ebenso wie die lange Tradition in Forschung und Entwicklung übrigens ein gesamtdeutsches Phänomen. Die Tugenden und die Tradition einer Innovationsnation verbanden uns auch in Zeiten der Mauer. Der Osten und der Westen Deutschlands konnten in der Nachkriegszeit beiderseits auf ihnen aufbauen.

Während man jedoch im Westen die im Krieg zerstörten Forschungslabore in Hochschulen und Unternehmen schrittweise wieder aufbaute, folgte in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands zunächst eine Phase der Demontage. Beispielsweise wurden 80 Prozent des Maschinenparks von Siemens in Berlin innerhalb von zwei Monaten von der Roten Armee demontiert. Danach folgte die Phase der Enteignung. Ende des Jahres 1949 war der Name Siemens auf dem Gebiet der sowjetischen Besatzungszone offiziell verschwunden. Und so wie Siemens ging es den meisten Unternehmen und Forschungseinrichtungen. Schließlich folgte die Umstrukturierung der gesamten Forschungs- und Unternehmenslandschaft im Sinne der Planwirtschaft zu Volkseigenen Betrieben und Industriekombinaten.

Die Ausgangsbedingungen für Forscher und Entwickler in Ostdeutschland waren damit schlechter als im Westen. Das änderte sich auch während der gesamten Zeit der Deutschen Demokratischen Republik kaum. Material und Apparaturen für die Forschungsarbeit waren nur schwer und langwierig zu beschaffen. 1980 waren in der gesamten DDR beispielsweise erst 3.500 EDV-Anlagen wie Tischrechner und Großcomputer installiert, in der Bundesrepublik waren es fast 200.000. Die Forschungsplanung war zentralisiert, und die geringen Entscheidungsbefugnisse der Kombinate schränkte ihre Kreativität ein. Bei der Umsetzung von Forschungsergebnissen in konkrete Produkte

traf man ebenso auf Hürden. Zudem wurde nicht unter Wettbewerbsbedingungen produziert, sondern zumeist für die planwirtschaftlichen Märkte der sozialistischen Staaten. Kurzum, die Innovationsfähigkeit der DDR ließ stetig nach. Beim Fall der Mauer 1989 lag der Anteil der DDR-Patentanmeldungen im Vergleich zum Westen bei lediglich sechs Prozent.

Dennoch erzielte die DDR auf bestimmten Gebieten beachtliche Erfolge – zum Beispiel in der Mikroelektronik mit einer leistungsfähigen Bauelemente- und Schaltkreisproduktion. Auch die gut geförderte Laser- und Werkstoffforschung, die Raumfahrtforschung sowie der Werkzeugmaschinenbau waren zum Zeitpunkt des Mauerfalls in vielen Punkten konkurrenzfähig – wenn auch im Weltmarkt noch nicht so erfolgreich etabliert wie die westlichen Pendanten. Bei den Werkzeugmaschinen beispielsweise lag der Anteil der DDR an der Weltproduktion 1988 bei 3,5 Prozent, in der Bundesrepublik dagegen bei 17,9 Prozent.

Dennoch, die Erfolge verdeutlichen, dass es zwar materiell an modernen Produktionsmöglichkeiten und Labor-Ausstattungen in Ostdeutschland fehlte, nicht aber am Know-how der Forscher. Trotz schwieriger Bedingungen und materieller Knappheit haben sie die ostdeutsche Forschung und Entwicklung nah am Weltniveau gehalten. In den Tugenden Disziplin und Ausdauer oder auch Eigeninitiative waren sie den Kollegen im Westen sogar voraus – auch was das Improvisationstalent anbetrifft. Trotz erschwerter Bedingungen erzielten DDR-Spitzenforscher wie Andre Rosenthal und seine Kollegen Höchstleistungen. Rosenthal beispielsweise war mit einem Team von 80 Mitarbeitern in Jena später maßgeblich an der Entschlüsselung des menschlichen Genoms beteiligt.

Gut ausgebildete Wissenschaftler und Ingenieure, qualifizierte Facharbeiter und die sprichwörtlichen Ingenieurs-Tugenden bildeten somit die Grundlage für eine wirt-

schaftliche Erneuerung und wissenschaftliche Vereinigung nach dem Fall der Mauer. Der Rückgriff auf gemeinsame Tugenden und Forschungs-Traditionen ermöglichte es, dass sich ostdeutsche High-tech-Standorte wie Leipzig oder Dresden auch in der nicht-sozialistischen Welt leicht etablieren konnten. Als Vorreiter-Cluster in Mikroelektronik, Nanotechnologie oder Biotechnologie reihen sie sich heute im globalen Standortwettbewerb nahtlos ein neben westdeutschen Clustern wie der Automobil- und Maschinenbau-Industrie oder der Medizintechnik-Industrie in Süddeutschland.

Ingenieurs-Tradition und Tugenden sind also das gesamtdeutsche Fundament unserer Innovationskraft. Aber so wichtig sie auch sind – sie allein führen nicht zum dauerhaften Erfolg. Der Erfolg einer Volkswirtschaft, ebenso wie der von einzelnen Unternehmen, folgt vielmehr einer einfachen Wirkungskette: Dauerhaften Erfolg und somit Wohlstand kann es nur geben, wenn man international erfolgreich ist. International erfolgreich ist man nur mit den besten und wertschaffendsten Produkten. Die Voraussetzung dafür wiederum sind Forschung und Entwicklung auf höchstem Niveau. Und diese Voraussetzungen gilt es somit zu stärken.

Exkurs: Forschung und Entwicklung stärken

Forschung und Entwicklung sind das Rückgrat unseres wirtschaftlichen Erfolgs. Um sie zu stärken, bedarf es zweier Erfolgsfaktoren: erstens, bester Arbeitsbedingungen wie einer finanziellen und technisch hochwertigen Ausstattung, und zweitens bedarf es exzellent ausgebildeter Menschen. Als Ingenieursgesellschaft sollten wir also stetig hohe Investitionen in Forschung und Entwicklung tätigen, und wir sollten für ein hervorragendes Bildungssystem sorgen.

Zunächst zu den Forschungsinvestitionen in Deutschland: Sie liegen im internationalen Vergleich lediglich im Mittelfeld. Deutschland stellte im Jahr 2005 rund 46 Milliarden Euro für Forschung und Entwicklung (FuE) bereit. Das sind rund 2,5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP). Damit liegt Deutschland zwar über der Forschungsquote der OECD-Länder mit 2,2 Prozent. Doch unser Land bleibt damit klar zurück hinter den beiden anderen großen Export-Nationen USA und China – bei der einen in puncto Volumen, bei der anderen in puncto Tempo. Die Vereinigten Staaten investierten 2005 mehr als 330 Milliarden US-Dollar in Forschung und Entwicklung, etwa 2,7 Prozent ihres BIP.

In China investierte man 2005 zwar erst 30 Milliarden US-Dollar, also rund 1,3 Prozent des chinesischen Bruttoinlandsprodukts. Aber das Tempo der Aufholjagd wächst rasant. Seit Mitte der 90er Jahre haben sich die Forschungsausgaben der chinesischen Regierung verfünffacht. Und sie will diese Ausgaben weiter steigern – auf 2,5 Prozent des BIP im Jahr 2020. Das wäre eine Verdoppelung der Investitionsquote. Und mit Blick auf das rasante Wirtschaftswachstum Chinas fällt es nicht schwer sich vorzustellen, dass dieses Ziel sicherlich deutlich früher erreicht werden könnte.

Angesichts dieser Größenordnungen ist es wichtig, dass wir in Deutschland die Ausgaben für Forschung und Entwicklung bis 2010 auf drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts steigern. Das entspricht einem jährlichen Zuwachs von 10 Milliarden Euro, den wir aufbringen müssen. Das wird nicht leicht. Das wird nur gelingen, wenn Politik und Wirtschaft mit vereinten Kräften anpacken. Das gemeinsame Verständnis darüber, dass höhere Investitionen unabdingbar sind, scheint mittlerweile allerdings vorhanden. Und es gibt erste deutliche Fortschritte.

Die Bundesregierung allein investiert im Rahmen ihrer High-tech-Strategie bis zum Jahr 2009 rund 14,6 Milliarden

Euro, davon 12 Milliarden Euro für die Forschung und Entwicklung in 17 eigens identifizierten High-tech-Sektoren. Die deutschen Unternehmen haben ihre Aufwendungen für Forschung und Entwicklung ebenfalls kräftig gesteigert. 2007 betragen ihre internen FuE-Aufwendungen rund 42 Milliarden Euro – knapp acht Prozent mehr als noch 2005. Und auch im europaweiten Vergleich sind die deutschen Unternehmen mit einem Anteil von 34 Prozent bei den FuE-Ausgaben klar führend. Bei der Investitionsquote hat also die wachsende Konkurrenz aus anderen Ländern eine einende Wirkung auf Politik und Wirtschaft in Deutschland.

Auch in puncto Bildung ist man sich in Deutschland einig: Wir stehen in einem globalen Wettbewerb um das beste Bildungssystem. Diesem Wettbewerb müssen wir uns stellen, und wir müssen ihn gewinnen. Da sind alle gefragt – die Eltern, die Lehrenden, die Politik und natürlich auch die Unternehmen. Denn die Schüler und Studenten von heute sind die Mitarbeiter von morgen. Und die Mitarbeiter eines Unternehmens sind eine entscheidende Ressource. Die Qualität ihrer Ausbildung, ihr Wissen und ihre Kompetenzen entscheiden letztlich darüber, ob aus vielen Rohstoffen am Ende des Tages ein exzellentes Produkt mit hohem Absatz wird oder ein Ladenhüter. Es gilt, die Schulen und die Hochschulen in ihrer Rolle zu stärken.

Denn nicht nur der PISA-Test zeigte, dass wir zu den führenden Ländern in Bezug auf die Bildung noch einen deutlichen Abstand haben – das gilt übrigens trotz der erfreulich positiveren Ergebnisse der neuesten Testrunde. Auch bei der Frage der Absolventen technischer und naturwissenschaftlicher Studienfächer hinkt Deutschland anderen Ländern deutlich hinterher. Während in Deutschland derzeit jährlich rund 40.000 junge Menschen ein Studium in den Ingenieur- und Naturwissenschaften abschließen, sind es in den USA rund 140.000, in China sogar 400.000

Absolventen, die die Unternehmen als Mitarbeiter für sich gewinnen können – beispielsweise für ihre Forschung und Entwicklung, den technischen Service, fürs Projektmanagement oder für den Vertrieb.

In Deutschland haben viele Unternehmen zunehmend Schwierigkeiten, ihren Bedarf an gut ausgebildeten Mitarbeitern zu decken. Das gefährdet auf Dauer unsere Innovationskraft und somit unsere Wettbewerbsfähigkeit. Allein 50.000 Ingenieurstellen sind 2006 unbesetzt geblieben, das fand das Institut der Deutschen Wirtschaft heraus. Und der Ingenieursmangel ist nur die Spitze des Eisbergs. Es fehlt auch an Technikern und Facharbeitern – rund 400.000 Fachkräfte fehlen den deutschen Unternehmen, schätzte jüngst der DIHK.

Dieser Mangel hat auch direkte Auswirkungen auf das wirtschaftliche Wachstum der Unternehmen und der gesamten Volkswirtschaft. Bereits acht Prozent der deutschen Unternehmen gaben bei einer Umfrage des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung an, dass der Fachkräftemangel ihr Geschäft behindert. Bis zu einem Prozent des Bruttoinlandsproduktes – so Schätzungen – gehen damit für Deutschland verloren. Das wären für 2007 rund 20 Milliarden Euro.

Doch die Absolventenzahlen allein sind nicht der Grund für den Fachkräftemangel. Es gibt eine Vielzahl von Gründen und damit eine Vielzahl von Maßnahmen, die man umsetzen müsste. Darin ist sich zumindest die deutsche Wirtschaft einig. Allen voran gilt es, zwei Dinge zu erreichen: Erstens, die Zuwanderung für Ingenieure und Fachkräfte aus anderen Ländern sollte erleichtert werden. Wir sollten alles dafür tun, die Besten der Welt für uns zu gewinnen. Und zweitens sollten wir den Arbeitsmarktzugang für Ausländer verbessern, die in Deutschland einen Studienabschluss machen. Derzeit sind rund 15 Prozent aller Erstimmatrikulierten so genannte „Bildungsausländer“,

also Studierende aus dem Ausland. Wir sollten einiges (mehr) dafür tun, dieses Potenzial bei uns zu halten. Und dazu müssen wir die Attraktivität Deutschlands für Absolventen erhöhen. Es ist also Zeit, uns auf die dritte gemeinsame Grundlage unserer Innovationsnation zu besinnen: auf die Internationalität.

Dritte Grundlage: Internationalität

Internationalität beruht in einer Innovationsnation wie Deutschland vor allem auf der Einstellung der Menschen, ganz besonders in ihrem täglichen Arbeitsumfeld. Wer bereit ist, von anderen zu lernen und sich zu vergleichen, der sucht den Austausch mit Gleichgesinnten aus anderen Ländern. Diese Offenheit gegenüber anderen Ländern zeichnet uns seit langem aus.

Heute fängt diese Internationalität zum Beispiel mit einem Schüleraustausch an und setzt sich mit einem Auslandsstudium fort. 76.000 deutsche Studenten waren im Jahr 2005 an ausländischen Hochschulen eingeschrieben. 1975 waren es gerade einmal 11.300. Die stark wachsende Popularität ist erfreulich, denn die Studierenden erwerben im Ausland Fähigkeiten, die für ihre späteren Arbeitgeber sehr wertvoll sind: Sprachkompetenz, Adaptionsvermögen und Teamfähigkeit jenseits kultureller Grenzen. Diese so genannten „Soft Skills“ erwirbt man nur durch persönliche Erfahrungen im Ausland, nicht aus Büchern. Und im späteren Berufsleben sind diese Soft Skills fast ebenso wichtig, wie spezielle Markt- und Fachkenntnisse. Wer also Internationalität als Chance für seine persönliche Entwicklung begreift, der bewegt sich erfolgreicher in der globalisierten Wirtschaftswelt.

Dasselbe gilt für die Unternehmen. Wer sich angesichts der Herausforderungen in aller Welt verkriecht, wer gar

dem uns Deutsche allzu oft vereinigenden Pessimismus verfällt, für den wird die globalisierte Wirtschaftswelt zur Gefahr. Unternehmerischer Pessimismus ist prekär, denn dieses negative Klima wirkt sich auf das gesamtwirtschaftliche Klima aus und damit auch auf die Zukunftserwartungen der Bevölkerung insgesamt.

Nur ein Beispiel: Das Pew Global Attitudes Project veröffentlichte im November 2005 eine Umfrage, wie die Menschen einzelner Nationen ihre Zukunftsaussichten bewerten. Während über 75 Prozent der Menschen in China und Indien ihre Aussichten positiv bewerteten, waren es in Deutschland nur 25 Prozent. Zwar war zu diesem Zeitpunkt der nun spürbare wirtschaftliche Aufschwung in Deutschland noch nicht angekommen. Doch die gravierenden Unterschiede in den Lebensstandards der Menschen hier bei uns gegenüber denen in China und Indien waren schon existent. Wir jammern also auf hohem Niveau. Und wir sollten aufpassen, dass unser Pessimismus nicht eines Tages zur selbsterfüllenden Prophezeiung wird.

Denn wer sich den Herausforderungen der Globalisierung stellt, dem werden sich viele unternehmerische Chancen bieten:

Da ist erstens die Tatsache, dass angesichts des globalen Klimawandels und des Bevölkerungswachstums der Bedarf an technischen Lösungen überall auf der Welt wachsen wird – von umweltfreundlichen Kraftwerken und erneuerbaren Energien über Transportlösungen, Wasser- und Abwassertechnologien bis hin zu Medizin- und Biotechnologien. Hier können sich deutsche Unternehmen vielfach als Vorreiter etablieren.

Zweitens winken neue Absatz-Chancen, gerade in stark wachsenden asiatischen Ländern wie China. Deutsche Qualitätsprodukte stehen dort hoch im Kurs.

Drittens haben wir die Chance, gut ausgebildete Nachwuchskräfte für Deutschland auch im Ausland zu gewinnen.

Und viertens, deutsche Unternehmen können durch eine sinnvolle Verlagerung von Teilen ihrer Wertschöpfung auch ihre Kostenpositionen verbessern, was ihre Gesamtsituation im globalen Wettbewerb um „lower-cost products“ verbessern kann – auch wenn wir unsere Qualität nie für geringste Preise opfern sollten.

Denn über Kosten allein ist für unser Land der globale Wettbewerb nicht zu gewinnen. Deutschland wird im Weltmaßstab ein Land mit hohen Kosten bleiben – das heißt mit hohen Löhnen und mit hohen Umwelt- und Sozialstandards. Diese Standards wollen wir halten, am besten erhöhen, und wir sollten sie international als Vorbild und Voraussetzung für wirtschaftliche Leistungsfähigkeit etablieren. Wenn wir aber teurer sind als andere, dann müssen wir besser sein als unsere Wettbewerber – das sagte Bundespräsident Köhler. Wir müssen also unsere Qualität stärken und einen Vorsprung durch technische Höchstleistungen erringen.

Dass sich Internationalität lohnt, zeigt das Beispiel Siemens. Werner von Siemens baute sein Unternehmen nahezu gleichzeitig an drei Standorten auf: 1847 in Berlin, 1850 in London und 1853 in Sankt Petersburg. Heute ist das Unternehmen in 190 Ländern vertreten, in vielen davon schon über 100 Jahre. Diese internationale Aufstellung öffnete den steten Zugang zu Wachstumsmärkten. Im vergangenen Geschäftsjahr erzielte das Unternehmen 83 Prozent seines Umsatzes im Ausland. Etwa jeder zweite der rund 126.000 Mitarbeiter in Deutschland arbeitet heute für das Weltgeschäft. Der überproportionale Teil der Wertschöpfung für dieses weltweite Geschäft wird aber weiterhin in Deutschland erbracht – darunter fallen allen voran 70 Prozent der Investitionen in Forschung und Entwicklung.

Was für das Beispiel Siemens gilt, gilt auch für zahlreiche andere deutsche Unternehmen und für die Volkswirtschaft insgesamt. Wie die Außenhandelsdaten eingangs

zeigten: Die deutsche Wirtschaft lebt und floriert von ihren Handelskontakten in andere Länder. Und die Ergebnisse unserer Forschung und Entwicklung sind dabei das wichtigste Exportgut. Internationalität ist also im Gencode der Innovationsnation Deutschland ebenso fest verankert wie die Tradition, die Tugenden und die Orientierung an den gemeinsamen Rahmenbedingungen für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. All das vereint uns! All das ist unsere gemeinsame Grundlage und daher das Fundament unserer Zukunft.

Was bleibt, ist die Aufgabe für uns alle, diese drei gemeinsamen Grundlagen zu stärken. Wir müssen uns auf diese Gemeinsamkeiten besinnen. Denn wir werden im globalen Wettbewerb in Zukunft nur erfolgreich sein, wenn wir auf unsere Ingenieurs-Tradition und -Tugenden aufbauen. Wir werden erfolgreich sein, wenn wir mit vereinten Kräften Forschung und Entwicklung stärken durch mehr Investitionen und das beste Bildungssystem. Und wir werden erfolgreich sein, wenn wir angesichts der Globalisierung nicht in Pessimismus verfallen, sondern Internationalität als Chance begreifen. Nur dann werden wir es gemeinsam schaffen, im globalen Wettbewerb auch weiterhin besser zu sein als andere. Denn nur wenn wir zu den Besten gehören, werden wir auf Dauer eines sichern, was uns alle als Ziel vereint: Wohlstand für alle.